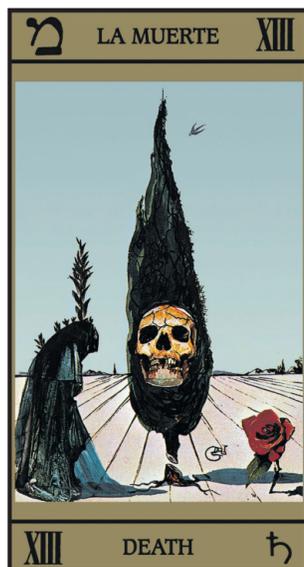


Die Sechs, die Liebenden, zeigt prominent das bekannteste Symbol des Unterbewusstseins, den Schmetterling, hier die Intimregionen des Adams verdeckend. Dalí spielt mit den Motiven des Paradieses, zitiert hier aber auch Jan Gossaerts Kunstwerk „Neptun und Amphitrite“. Tritt diese Karte beim Legen auf, ist man angehalten, sich mit dem Thema Liebe in seinem Leben auseinanderzusetzen. Welche dunklen Wolken (oben rechts) muss man durchwandern, um als Liebende den mit einem Engel ausgehenden Höhepunkt zu erreichen?



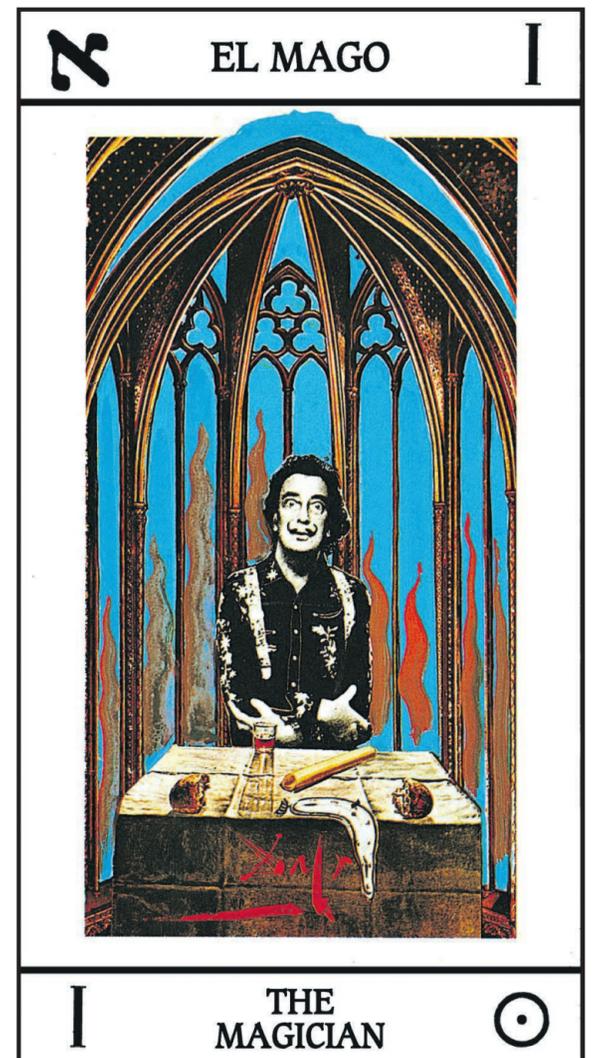
Achja, der Tod, der große Gleichmacher. Dabei muss diese Karte, die Dalís ewiges Spiel mit dem einem weit in der Ferne gelegenen Fluchtpunkt widerspiegelt, gar nicht unbedingt das Ende des eigenen Lebens prophezeien. Sie kann auch für das Ende eines Prozesses stehen, sowohl freudiger als auch schwieriger Natur. Dalí behilft sich des gängigen Vanitas-Symbols Totenkopf, fügt aber auch lebens- und liebesbejahende Objekte ein, wie eine blühende Rose, eine (auch sonst wo oft gemalte) Zypresse und eine im Himmel schwebende Schwalbe. „Man kann tot sein, lange bevor man stirbt, und leben, lange nachdem man gestorben ist“, heißt es im Buch.

Wenn das Unbewusste sichtbar wird

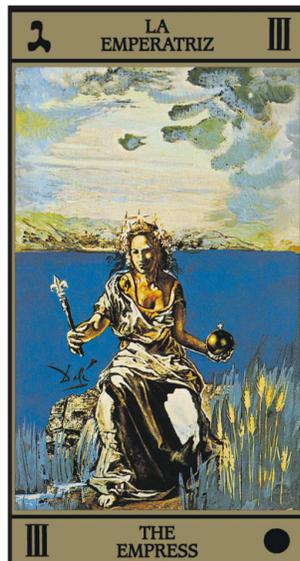
In den Siebzigerjahren entwarf Salvador Dalí ein extravagantes Tarotdeck

Von Sarah Pepin

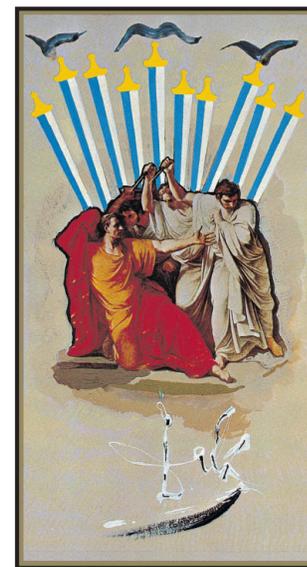
Das Salvador Dalí, Meister des Surrealismus, ein exzentrischer Geselle war, weiß man nicht zuletzt seit 1969, als er mit einem Ameisenbär an der Leine und Gehstock aus der Pariser Metro kam. Den gebürtigen Katalanen interessierten Mystizismus, Traum und Rausch – all das, was sich jenseits des alltäglichen Bewusstseins abspielt. Es ist also kaum verwunderlich, dass Dalí sich in den 70er-Jahren dem Tarot zuwandte, jenem Satz von 78 Spielkarten, die meist zur Lebensdeutung, Selbsterkenntnis und Divination genutzt werden. Denn Tarot lebt vom Symbolismus, den auch der Surrealismus maßgeblich aufgriff. Das Tarot-Deck, das aus einer großen und einer kleinen Arkana besteht, führt nummerierte Karten wie „Der Narr“, „Die Hohepriesterin“ und „Der König der Stäbe“. Eine herrliche Spielweise für Dalí. Prompt schuf er sein beeindruckendes „Tarot Universal Dalí“, das als Rarität lange vergriffen war und nun wieder erhältlich ist (Taschen, 50 Euro). Dafür bediente sich der Meister bei den unterschiedlichsten Motiven der gesamten europäischen Kunstgeschichte.



An eigensinniger Selbstinszenierung mangelte es Dalí nicht. Karte Nummer eins zeigt ihn als Magier samt charakteristisch gewirbeltem Schnurrbart, vor ihm ein Tisch mit Gegenständen, die seine bekanntesten Gemälde zitieren: die zerfließenden Uhren symbolisieren die eigene Lebenszeit, Brot und Wein stehen für die Rolle des Menschen im göttlichen Schöpfungsprozess. Die Eins repräsentiert die Gestaltungskraft jedes einzelnen Menschen und seines persönlichen Lebensweges.



Dalís Frau und Muse Gala tritt hier als Herrscherin in Erscheinung, wobei er sie nach Vorlage der heiligen Helena stilisiert, der Mutter Konstantins des Großen. Sinnbildlich steht sie für die Kraft der Weiblichkeit, hält sie doch mit großer Inbrunst den Zepter und einen Reichsapfel. Eugène Delacroix' Gemälde „Griechenland auf den Ruinen von Missolonghi sterbend“ dient ihm als Blaupause. Eine Ermutigung, das Glück und die Herrschaft über die eigene Existenz in die Hand zu nehmen.



Für die „Zehn der Schwerter“ bedient sich der Künstler bei Vincenzo Camuccinis „Die Ermordung des Julius Caesars“ von 1805. Die Schwerter stehen generell für Geistesgegenwart und Intellektualität. In diesem Fall aber enden sie in Gewalt und Zerstörung und dem hinterhältigen Angriff auf den Kaiser. Der Bucherklärung zufolge sei die Karte aber auch als generelle Warnung zu verstehen, dass „kultivierte und gebildete Menschen niederen Instinkten folgen“. Klingt zeitgemäß.

Gutsch

Leo

Good price, Sir!

Von Jochen-Martin Gutsch



Vor ein paar Tagen stand ich auf einem Markt in Kambodscha und überlegte, ob ich mir ein Päckchen „Weasel“-Kaffee kaufen sollte. Der Kaffee stammt aus der Region Mondulkiri, welche, so versicherte mir die Verkäuferin, in der ganzen Welt bekannt sei für guten Kaffee.

Mondulkiri? Nie gehört. Aber genau das ist ja das Schöne am Reisen, dachte ich. Man wird so viel klüger. Das Besondere am „Weasel-Kaffee“ ist, erzählte mir die Verkäuferin, dass die Kaffeebohnen von Wieseln gefressen werden. Und dann ausgeschissen. Die Ausscheidungen werden eingesammelt, gesäubert und geröstet. So entsteht der besondere Geschmack. „Very fruity.“

Kurz bevor ich ein halbes Kilo von diesem faszinierenden kambodschanischen Wiesel-Kot-Kaffee kaufen konnte, zum „Good price, Sir!“ von rund 50 Euro, kam meine Frau und zog mich schnell weg vom Kaffee-Stand. Im Urlaub muss man auf mich aufpassen wie auf ein Kind. Sonst kaufe ich sieben Koffer

voller Andenken-Schrott. Kot-Kaffee, Thai-Whisky, verbeulte Feuerzeuge aus dem Vietnam-Krieg, gefälschte Uhren oder mundbelmalte Teller von Eingeborenen. Auch die farbenfrohen Zeichnungen des Tempels von Angkor Wat im Stile des naiven kambodschanischen Realismus, die mir ein Straßenhändler kurz darauf anbot, waren wunderschön. „Good price“, sagte der Mann und sofort wurde ich wieder schwach. „Good price“ ist ein Zauberwort für einen Ostdeutschen wie mich.

Ich kann es nicht erklären. In Deutschland verhalte ich mich ganz normal. Ich würde sagen: vernünftig. Aber sobald ich ein anderes Land betrete, renne ich in Souvenir-Shops oder Supermärkte oder auf Märkte und muss unnützes Zeug kaufen. Aus Afghanistan brachte ich mal eine Burka mit. Ich dachte: Wer weiß, wozu man die mal gebrauchen kann. In Kabul kaufte ich auch einen traditionellen afghanischen Anzug, bestehend aus einer weiten, puffy Hose und einem weiten,

puffy Oberteil. Wahrscheinlich stellte ich mir vor, ich würde in afghanischer Tracht durch die Straßen von Prenzlauer Berg spazieren. Gutsch, der Paschtune. Dazu würde ich getrocknetes Obst kauen, das ich selbstverständlich auch in großen Tüten aus Afghanistan mitbrachte.

Aber du magst doch gar kein getrocknetes Obst, sagte meine Frau. Aber es ist getrocknetes Obst aus Afghanistan!, sagte ich.

Manchmal denke ich, es liegt einfach in unserer Familie. Eine Art genetische Veranlagung. Vor einigen Jahren fuhren meine Eltern in die Türkei, und als sie zurückkamen, stand kurz darauf ein Lkw vor dem Haus in Karlshorst und lud türkische Teppiche ab, die meine Eltern in einem türkischen Teppichladen bestellt haben mussten. Nie werde ich den verzweifelten Blick meines Vaters vergessen, als die Männer immer mehr Teppiche hinunter in den Keller trugen. „Echte Handarbeit“, sagte meine Mutter trotz. „Echte Handarbeit!“

Aus Bayern oder von der „Grünen Woche“ brachten meine Eltern auch mal einen aus einem Baumstamm geschnitzten Springbrunnen mit. „Echte Handarbeit“ sagte meine Mutter wieder. Er steht noch immer im Garten meiner Eltern, und mein Vater nutzt ihn zuweilen als Behälter für Fallobst.

Von Kambodscha reiste ich nach Bangkok – ins Paradies für Souvenirs und billigen, gefälschten Schrott. Ich sah Touristen in T-Shirts, auf denen jeder Zentimeter mit dem Namen „Calvin Klein“ bedruckt war. Ich sah deutsche Männer in Stoffhosen mit großflächigen Elefanten-Motiven. Ich sah deutsche Frauen in Trekking-Sandalen in der Khaosan-Road sitzen. Wo sie sich wilde Dreadlocks knüpfen ließen. Und ihre Hände mit Henna bemalten. Vielleicht ist der ganze Urlaubsschrott ja die verdiente Rache der Einheimischen am reichen Touristen.

Und ich? Habe mir heimlich doch noch ein Päckchen Kaffee aus Mondulkiri gekauft. Die schöne Kot-Sorte: „Robusta Arabica Weasel“.